

Aufstieg, Glanz und Niedergang der Kelten

**Der Stamm der Treverer besiedelt
unsere Region und hinterlässt
beeindruckende Zeugnisse
seiner Kultur**

**Die Ausgrabungsgeschichte
des Wagengrabes von Weilerbach**

Vortrag

**über die Geschichte des Keltentums
und
die keltische Besiedlung unserer Heimat**

Referent: Kurt Schäfer

Donnerstag, 7. Juli 2016, 19.30 Uhr
Bürgerhaus Weilerbach, Schulstraße 6
im Museum

Teil 1: Aufstieg, Glanz und Niedergang der Kelten

An einem regnerischen Frühjahrmorgen des Jahres 1846 ist in der Nähe des kleinen oberösterreichischen Dorfes Hallstatt, im Salzkammergut, der Bergwerksinspektor Johann Georg Ramsauer an einem steilen Wiesenhang unterwegs.

Ramsauer ist in aller Frühe auf der Suche nach einem abbauwürdigen Kieslager. Der vorangegangene nächtliche Dauerregen gibt dem Suchenden die Hoffnung, dass die von den Wassermassen stellenweise bereits gelockerte und zum Teil schon vom Untergrund gelöste obere Bodenschicht den Blick freigibt auf Ablagerungen des gesuchten Gesteinskonglomerats.

Kies ist ein zum Bau und zur Ausbesserung der Gebirgsstraßen und –wege gut geeignetes vielseitig verwendbares Material.

Der Inspektor aber stößt auf seinem Erkundungsgang bereits nach kurzer Zeit statt auf Kies auf zwei freigespülte menschliche Skelette; und zwischen den Knochen kommen auch noch ein bronzenes Schmuckband und ein Urnengefäß zum Vorschein.

Ramsauer befindet sich – das zeigt die folgende weitere Erkundung des Hangareals – auf einer offensichtlich uralten riesigen Begräbnisstätte. Die nächsten Tage, Wochen und Jahre vergehen mit der sorgfältigen Bergung, mit der Dokumentation und der Auswertung der zigtausend Fundobjekte. Ihr Entdecker arbeitet voller Begeisterung mit den Archäologen zusammen. Ein Freund fertigt exakte Aquarelle der Funde an. Ramsauer vermisst die flachen Gräber einschließlich der Skelette, er katalogisiert die reichen Grabbeigaben.

Die Ausgräber finden so im Umfeld der ersten Fundstelle mehr als 3.000 Gräber und tausende Gegenstände, genug, um ein ganzes Museum mit Gürteln, Halsbändern, Ohrgehängen, Broschen, Fibeln (das sind Gewandnadeln), Dolchen, Schwertern, Speer- und Lanzen spitzen, Beilen, bronzenen Kesseln und irdenen Vasen, Schalen und Schüsseln zu füllen.

Der riesige Friedhof datiert – wie die Experten feststellen – aus dem 7. und 6. Jahrhundert vor Christus. Die Toten in den Gräbern stammen aus einem Dorf, dessen Bewohner ihren Lebensunterhalt durch den Abbau des nahegelegenen riesigen Steinsalzlagers bestritten haben und damit reich geworden sind.

Die Untersuchung der Bergwerksstollen fördert auch buntscheckige, den heutigen Schottenmustern ähnliche Kleiderfetzen, viele Werkzeuge und sogar die Leiche eines von der Salzsole vollkommen konservierten Bergmannes zutage. Die Archäologen sind sich sicher:

Die früheren Siedler von Hallstatt sind Kelten! Im 4. vorchristlichen Jahrhundert aber war der Ort mitsamt den Gräbern durch einen gewaltigen Bergsturz verschüttet und praktisch ausgelöscht worden.

Seit der 2.Hälfte des 19.Jahrhunderts, als die Altertumswissenschaft die Kelten erstmals zu einem Schwerpunkt ihrer Arbeit machte, nennt man denn auch konsequenterweise nach dem Namen des österreichischen Marktfleckens am gleichnamigen See eine ganze Epoche der europäischen Frühgeschichte die „Hallstattzeit“. Sie beginnt etwa um 800 und endet gegen 450 vor Christus.

Erst vor rund 200 Jahren, zu Beginn des 19.Jahrhunderts, hatte sich die Spatenwissenschaft zielgerichtet die Fragen gestellt: Wer waren denn die Kelten? Woher kommen sie? Wo lag ihre ursprüngliche Heimat?

Eines sei gleich festgestellt: Die Entstehungsgeschichte des Keltentums, ich sage ganz bewusst nicht des „Volkes“ der Kelten, ist bis heute immer noch nicht eindeutig und abschließend geklärt. Wir wissen eines: Wanderungen, Bevölkerungsverschiebungen, soziale und technische Veränderungen trugen zur Herausbildung einer Gruppe von Stämmen bei, die wir unter dem Namen „Kelten“ zusammenfassen.

Die entscheidenden keltischen Entwicklungslinien führen etliche vorchristliche Jahrhunderte zurück in die Weiten des zentralasiatischen Steppengürtels und dann in die Steppenlandschaft Osteuropas, wo zahlreiche indogermanische Stämme als Viehzüchter und Reiternomaden schließlich um 2200 vor Christus noch weiter nach Westen – nach Mitteleuropa – aufbrachen. Und unter den Iberern, Italikern, Griechen, den Germanen, Slawen und Etruskern, den Illyrern, Thrakern und Kimmerern – um nur einige zu nennen – sind es auch die Kelten, die sich dann um 800 vor Christus anschicken, auf der Bühne Europas ihren Platz zu suchen und durch ihr Auftreten tiefgreifende Veränderungen in Gang zu setzen.

In der Technologie beispielsweise findet der Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit statt (ab etwa 750). Die Begräbnissitten kehren von denjenigen der bisherigen Urnenfelderkultur spätestens um 600 vor Christus wieder zurück zu der früher, in den Jahrhunderten der Mittleren Bronzezeit (16. – 13. Jahrhundert vor Christus) bereits schon einmal praktizierten Anlage von großen Hügelgräbern mit Körperbestattung. Diejenigen für die Häuptlinge, die Großgrundbesitzer, die „Fürsten“, nehmen teils gigantische Ausmaße an.

Der größte bisher bekannte Grabhügel der westlichen Hallstattkultur ist der Magdalenberg bei Villingen mit einem Durchmesser von 102 Metern und einer ursprünglichen Höhe von 8 Metern. Zum Vergleich: Unser Weilerbacher Wagengrab hatte ursprünglich einen Durchmesser von maximal 35 m und eine Höhe von maximal 4 m. Dieser Weilerbacher Hügel galt bei seiner Öffnung als einer der größten in Südwestdeutschland.

Die Keltensämme der Hallstattzeit haben ihre Heimat gefunden im Mittelgebirge nördlich der Alpen, von Italien bis an den Main mit einem Schwerpunkt in Süd- und Südwestdeutschland, von den Ostalpen bis nach Ostfrankreich.

Und diesen keltischen Stämmen gehören dann rund 600 Jahre der europäischen Geschichte: Und danach sind sie noch eine ganze Weile akustisch vorhanden, denn das dem Indogermanischen zugehörige Keltisch hört man in Süddeutschland noch bis in die Zeit Karls des Großen, des Königs der germanischen Franken und ersten deutschen Kaisers. In der Hochblüte der keltischen Epoche Europas, im dritten vorchristlichen Jahrhundert, spricht man im heutigen türkischen Ankara, dem antiken Ankyra, ebenso Keltisch wie in Trier, in Belgrad oder Mailand.

Die aus den keltischen Gräbern und Siedlungsresten geborgenen Funde repräsentieren eine in sich geschlossene große europäische Kultur. Der weitaus größte Teil Europas ist dann im ersten vorchristlichen Jahrhundert keltischer Siedlungsraum, von keltischen „Fürsten“ beherrscht, von einer Vielzahl keltischer Stämme überlagert.

Als Hannibal 218 vor Christus von Karthago Nova (in Spanien) aus über die Pyrenäen durchs heutige Südfrankreich über die Alpen zieht, um von Norditalien aus den entscheidenden Schlag gegen die verhassten Römer, die Todfeinde Karthagos, zu führen, da trifft er auf seinem Zug nur auf Kelten, und die Keltensämme Oberitaliens schließen

sich ihm an, und im norditalienischen Keltenland findet Hannibal die Basis für die Neuaufstellung seines Heeres und für den Marsch auf Rom. Mit ihm marschieren die Kelten – wieder einmal – auf das Zentrum römischer Macht zu.

Die Kelten waren schon groß, als Rom noch klein war, eine Stadt unter anderen. Was für einen nachhaltigen Eindruck hat wohl jener Keltenführer des rumänischen Donauroumes gemacht, als dieser Fürst eines nach griechischer Diktion barbarischen Stammes bei einem Zusammentreffen im Jahre 335 vor Christus dem 21-jährigen Alexander von Makedonien auf dessen Frage, wovor sich sein Volk am meisten ängstige, die Antwort gab, sie fürchteten nichts, außer dass ihnen der Himmel auf den Kopf fallen könne. Der junge Herrscher, der schon im Begriff war, die halbe Welt zu erobern, erfuhr so am Beginn seiner Karriere, dass es Menschen gab, die keine reale Grenze zu respektieren schienen und nur dem Schicksal das Recht zuerkannten, sie zu zügeln.

Meine Damen und Herren, erst in unseren Tagen gibt es offenbar wieder ein Volk, dessen Selbstbewusstsein und Furchtlosigkeit mit der Haltung der Kelten vergleichbar scheinen: Als ein Reporter bei der Fußball-Europameisterschaft nach dem sensationellen Sieg der Isländer über die englische Nationalelf fragte, wo denn eine Erklärung für das sportliche Desaster der Engländer zu suchen sei, antwortete der isländische Spieler Sigmund schon stolz (Zitat): „Wir sind Wikinger! Wir haben vor niemandem Angst!“ Welch ein Kontrast zu der im Ausland so oft spöttisch zitierten „German Angst“ vor allem und jedem!

Schon aus dem 6. Jahrhundert vor Christus häufen sich im antiken Europa die Berichte darüber, dass Rom und Hellas immer wieder erschreckt werden von Kriegern, die einer Gruppe von Stämmen angehören, welche verwandte Dialekte sprechen und sich in größeren Verbänden zusammengefunden haben. Die lanzenbewaffneten Reiterkrieger beginnen in dieser Zeit damit, ihren späteren blutigen Ruf zu begründen.

Die Stämme, die mittlerweile in Böhmen, in Bayern, in den Alpen, in Schwaben und in Frankreich sitzen, haben sich in der Hallstattzeit, in der Zeit der Händlerfürsten, kennengelernt und als Gemeinschaft von gleichen Sitten, Anschauungen, gleicher Lebensart und gleicher Sprache erfahren. Sie hatten begriffen, dass sie einem einzigen großen Kulturkreis angehören. Nun wollen sie seinen Menschen einen angemessenen Raum schaffen.

Die keltische Unruhe des 5. vorchristlichen Jahrhunderts hat vor allem wirtschaftliche Hintergründe:

In den Hütten der keltischen Schmiede hatte damals eine technische Revolution stattgefunden. Während der letzten Hallstattjahre war die Eisenverarbeitung derart vorangekommen, dass die Prähistoriker mit dem Beginn dieser Epoche die europäische Bronzezeit zu Ende gehen lassen. Das graue Metall – Eisen – konnte nun so rational aufbereitet werden, dass es sich lohnte, daraus nicht mehr nur teure Prestigewaffen herzustellen, sondern auch Geräte des täglichen Gebrauchs.

Eisengeräte ermöglichten nicht nur eine intensivere Feld-, sondern auch eine rationellere Vieh-, das heißt Weidewirtschaft. Eine leicht zu schärfende Eisensense zum Beispiel ist ein hervorragendes Hilfsmittel zur Bereitstellung größerer Futtermittel. Grund und Boden gewannen einen größeren Wert; Dörfer wuchsen sich zu richtigen Städten aus; in der neuen Gesellschaft begannen sich nun auch einzelne Stämme voneinander abzuheben.

Neben den Berufskriegern gab es Bauern, Handwerker und Händler. Die Druiden bildeten so etwas wie eine Intellektuellenkaste, deren Angehörige fähig dazu waren, das Amt von Priestern, Richtern und Dichtern zu übernehmen.

Im Frühjahr 1858 holt in La Tene, einer Untiefe am Nordende des Neuenburger Sees in der Schweiz der Oberst Schwab, ein Amateurarchäologe, an die 2.000 Fundgegenstände aus dem seichten Seegrund: Schwerter, Speere, Fibeln („Stecknadeln“), Werkzeuge. Viele der Funde weisen Verzierungen auf, wie sie den Forschern bis dahin noch nie unter die Augen gekommen sind: stilisierte Ranken umschlingen naturalistische Tierfiguren. Maskenhafte Gesichter finden sich auf Schmuck und auch auf Gebrauchsgegenständen, ursprünglich ein etruskisches Produkt zum Gebrauch im Haushalt, das die Handelswege über die Alpen fand und dann von den keltischen Kunsthandwerkern auf ganz neue Art gestalterisch ergänzt und variiert wurde.

Dass diese Ornamentik keltischen Ursprungs ist, daran zweifelt von Anfang an kaum einer, der sie begutachtet.

Die zielbewusste Suche nach weiteren Gerätschaften im bald so genannten „Latene-Stil“ erbrachte reiche Ausbeute in fast allen Winkeln des keltischen Lebensbereiches. So auch hier bei uns rund 16 Jahre später (1874) in einem der beiden nahe beieinander liegenden großen Hügelgräbern, dem Rodenbacher Fürstengrab aus der Zeit zwischen 420 und 350 vor Christus. Den aus dem Rodenbacher Großgrab 1874 geborgenen goldenen Armreif z.B. bewerteten Experten als absolut einmaliges Prachtstück keltischer Goldschmiedekunst. Man stellt fest, dass sich dieser Latene-Stil im Rahmen zwischen Maas, Neckar und Main entwickelt und von dort her ziemlich rasch ausgebreitet hatte. Die Epoche, in der er blühte, beginnt um 450 vor Christus und geht um 50 vor Christus zu Ende.

Es ist keineswegs so, dass die keltischen Frauen und Mädchen nicht auch ihre Freude an schönem Schmuck und attraktiver Mode haben konnten. In den Gräbern wohlhabender Dramen findet man die ganze Palette geschmackvoller und aus wertvollen Materialien hergestellten Schmucksachen. Die Frauen des Adels jedenfalls hatten keine Probleme, ihre Ausstrahlung durch diverse Erzeugnisse der keltischen Kunsthandwerker weiter zu steigern.

Die Historiker meinen, dass der größte Fehler der Kelten darin bestanden habe, dass sie sich zu sehr darauf verließen, anderen Völkern überlegen zu sein, und dass sie nie die schwere Aufgabe auf sich nahmen, ihre Ressourcen, ihr materielles und geistiges Potential planmäßig zu nutzen und zu organisieren.

Leicht, da geradezu spielerisch leicht fiel ihnen die Schaffung der Latene-Kunst. Sie erreichte binnen weniger als 150 Jahren, also in etwa fünf Generationen, ihre höchste Blüte. Gescheitert aber sind die Kelten offensichtlich an dem Versuch, einen oder mehrere Großstaaten zu errichten, wobei wir gar nicht sicher sein können, ob sie diesen Versuch überhaupt jemals ernsthaft unternommen haben.

Jedenfalls: Um 300 vor Christus sitzen die Kelten in Frankreich, in Spanien, der Schweiz, in Süd-, Südwest- und Mitteldeutschland, in Böhmen, Ungarn, Nordjugoslawien, Rumänien, Bulgarien, England und Irland. Sie geben dem Rhein seinen Namen, dem Main, dem Neckar, der Lahn, der Ruhr, der Lippe, der Isar, dem Inn, der Tauber (die sie „Dubra“ nannten, was einfach „Gewässer“ bedeutet) und bei uns den Glan und der Alsenz.

Allein ganz Süd- und Südwestdeutschland müssen sie so dicht besiedelt haben, dass es fast schwerfällt, eine größere Gemarkung zu finden, die nicht ihre „Keltenschanze“ aufweist.

Aus diesen Landschaften aber stoßen sie nun auch noch vor nach Rom, nach Delphi, dem Heiligtum Griechenlands und nach Kleinasien.

Dieses riesige Siedlungsgebiet keltischer Stämme hatte kein Zentrum, es gab keine Staatsgewalt; es besaß weder eine einheitliche Rechtsprechung noch eine Schrift, noch war es überhaupt nach irgendwelchen verbindlichen Grundsätzen aufgebaut.

Über das Nebeneinander mehr oder weniger gut organisierter Stammeskönigtümer ist es nicht hinausgelangt, ja, es hat sich nicht einmal in Zeiten gemeinsamer Gefährdung zu kollektivem Widerstand zusammenfinden können.

Der „Staat“ war nichts, die gemeinsame Art des Lebens war alles.

Das Ausmaß der „Keltisierung“ Europas war zwar durchaus unterschiedlich stark ausgeprägt; das ändert aber nichts daran, dass die Kelten um 250 vor Christus die stärkste schöpferische Kraft nördlich der Alpen waren. Ihr kulturelles und militärisches Potential durchdrang Mittel- und Westeuropa damals in einem Maße, dass die weltgeschichtlichen Vorgänge im nahen Mittelmeerraum – der Niedergang des antiken Griechenlands, Roms Aufstieg und sein erbitterter Kampf mit dem nordafrikanischen Karthago – hier kaum registriert wurden. Trotzdem bestimmten am Ende die Römer und nicht die Kelten das Schicksal Europas.

Wer aber waren die ersten Leidtragenden des keltischen Aufbruchs?

Zu den ersten, die große Teile ihres Lebensraumes an die Kelten verloren, gehörten die Etrusker auf der Apenninenhalbinsel. Keltische Stämme verteilten sich bald von Norden aus über ganz Oberitalien.

Und südlich des etruskischen Machtbereiches begann dann ja jenes junge Gemeinwesen nach einer staatlichen Form zu suchen, das sich später unter der stolzen Bezeichnung „Senat und Volk von Rom“ zu präsentieren pflegte.

Livius, der aus Padua stammt, bestätigt, dass die in Oberitalien heimisch gewordenen keltischen Landbesitzer und Einwanderer nicht nur landwirtschaftliche Techniken beherrschten, sondern durch aus Sinn für Recht und diplomatische Formen hatten. Wenn er uns korrekt unterrichtet, dann hat sich sogar der erste Konflikt zwischen Römern und Kelten an einer Verletzung völkerrechtlicher Normen durch die späteren Herren über fast ganz Europa plus der Süd- und Ostküste des Mittelmeeres entzündet.

Gestritten wurde um ein großes Stück Land, das die nach Etrurien gekommenen Kelten vom Stamm der Senonen für sich beanspruchten. Die etruskischen Eigentümer von Grund und Boden baten die Römer um diplomatische Unterstützung bei dieser sich immer stärker zuspitzenden Auseinandersetzung.

Der Senat von Rom schickte also auf Bitten der etruskischen Grundeigentümer drei Gesandte aus der vornehmen Familie der Fabier. Man konnte sich nicht einigen, es kam zu einem handfesten Streit, und die Fabier machten den verhängnisvollen Fehler, mit den Etruskern zusammen die keltischen Unterhändler anzugreifen und einen davon sogar zu töten. Daraufhin versammelten die Senonen ihre Krieger, und die marschierten unverzüglich nach Süden. Richtung Rom!

Damit aber war die Stadt am Tiber in wirklicher Gefahr. Und ihre Bürger begriffen dies rasch. Den Schock, den ihr erstes Zusammentreffen mit diesen Eindringlingen aus dem Norden bewirkte, sollten sie bis ans Ende ihrer Geschichte weder vergessen noch jemals völlig bewältigen.

Rom, zu Tode erschrocken, sah im Moment keine Möglichkeit, den feindlichen Angriff zu stoppen. Und an der Allia, einem Nebenfluss des Tiber, gerieten die eilig aufgebotenen römischen Truppen angesichts des berserkerhaften Auftretens der Keltenkrieger in Panik und flüchteten kopflos auf den Burgberg der Hauptstadt, das befestigte Kapitol. Sie vergaßen zu allem Unglück zuvor auch noch, die Stadttore zu schließen.

Es war offensichtlich: Selbst die hartgesottene römischen Soldaten zitterten vor den blonden und rothaarigen brüllend und mit schrecklichem Kriegsgeheule unter Hörnergetöse blindwütig angreifenden Riesen mit den weißgekalkten strähnigen Haaren und den gewaltigen Schnauzbärten.

Immerhin: Die legendären kapitolinischen Gänse – die weiblichen Tiere Gott sei Dank in der Überzahl – waren es ja dann, welche die des nachts heranschleichenden keltischen Krieger noch rechtzeitig bemerkten und mit ihrem durchdringenden Geschnatter die schlafenden römischen Wächter noch rechtzeitig aufweckten. Wir sehen: Intensives Geschnatter kann manchmal sehr nützlich, ja sogar lebensrettend sein! Auf weibliche Wesen ist in Gefahrensituationen zumeist mehr Verlass als auf das andere Geschlecht.

Nach sieben Monaten Belagerung kommt es schließlich zu Verhandlungen zwischen den Kontrahenten, und der Anführer der senonischen Kämpfer, Brennus, erklärt sich zum Abzug bereit, wenn Rom dieses Entgegenkommen mit 1.000 Pfund Gold honorieren würde.

Als diese gewaltige Menge Edelmetall endlich bereitlag und abgewogen werden sollte, behaupteten die Römer, dass ihre Gegner falsche Gewichte verwendeten. Und dieser Protest wiederum gab Brennus, dem Keltenführer, die Gelegenheit zu jenem dramatischen Auftritt, mit dem er selbst in die Weltgeschichte einging. Er war auch noch sein Schwert in die Waagschale und sagte gelassen die seitdem so berühmten Worte „Vae victis“, Wehe den Besiegten!

Es war die tiefste Demütigung, die Rom in seiner ganzen Geschichte hinnehmen musste. Selbst während späterer Glanzzeiten blieb ihm die Erinnerung an diese Szene und an die Kelten eine nie ganz verwundene Schmach. Gleichzeitig wurde die Anekdote mit den so unheimlich treffenden zwei Worten, dieses „Vae victis“ zum Inbegriff all der Schrecken, die die Barbaren aus dem Norden zu verkörpern schienen. Die Kelten hatten in diesem Jahr 387 vor Christus ein Jahrhundert währendes römisches Trauma begründet.

Eine kleine Zwischenbemerkung:

Dieses „Vae victis“ ist dem Kelten Brennus ganz bestimmt nicht in perfektem Latein über die Lippen gekommen. Dass dieser Heerführer vor dem Marsch nach Süden erst einmal eine Lateinschule besucht hätte, ist höchst unwahrscheinlich. Aber die antiken Bericht-erstatte verraten uns leider nicht, wie der legendäre Ausspruch, dieses „Vae victis“, auf gut Keltisch anzuhören gewesen wäre.

Die Kelten werden von Zeitzeugen jedenfalls als ungemein beredte Menschen geschildert, nur: Sie hatten keine Schrift! Von ihnen selbst gibt es also keine schriftlichen Quellen.

Die ersten Nachrichten über die so lange im Dunkel gebliebene Stammegemeinschaft kommen – wie könnte es anders sein – von den antiken Schriftstellern, zuerst von den Griechen, dann natürlich von den Römern, und unter diesen hat sich ja ein ganz berühmter Militärführer und Staatsmann in Praxis und Theorie mit den Kelten auseinandergesetzt, nämlich der Eroberer des keltischen Gallien, Gaius Julius Cäsar.

Neben diesen antiken Quellen sind wir Heutigen dann Zug um Zug, während der letzten 150 Jahre vor allem von zwei Seiten, mit immer neuen Fakten und Erkenntnissen versorgt worden: von der Archäologie und von den Linguisten, den Sprachwissenschaftlern.

Als alten Flussnamen lässt sich schließen, dass bereits um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christus im ganzen Raum zwischen Ostsee und Alpen, den Britischen Inseln und Ungarn eine einheitliche Sprache vorherrschte. Die Indogermanisten bezeichnen sie als die „alteuropäische“ Sprache, und sie vermuten, dieses Idiom habe sich um 1000 vor Christus aufzulösen begonnen und sei dann zerfallen in Einzelsprachen wie das Italische, die Vorform des Lateins, das Germanische, Slawische, Baltische und eben auch das Keltische. Die Alteuropäer jedenfalls warfen alle Indogermanen, die Kelten sind also – wie die eben erwähnten Sprachgruppen – indogermanischer Abstammung.

Ein kleines Beispiel für diese Sprachverwandtschaften aus dem Indogermanischen: „Fürst“ oder „König“ heißt auf Altindisch „raj“, „ratsch“ gesprochen (denken Sie an „Maharadscha“, den „Großfürsten“ oder „Großkönig“); im Lateinischen ist „Rex“ der „König“ (früher bei uns ja ein beliebter Hundename); und die Kelten sprechen von „rix“, wenn sie den „Fürsten“ oder einen König meinen (denken Sie an die Comic-Figur „Asterix“ oder an Vercingetorix, jenen unglücklichen Anführer des letzten vergeblichen Aufstandes gallischer Stämme gegen die Legionäre Cäsars im Jahre 52 vor Christus!).

Kehren wir zurück in die Zeit der keltischen Expansion, die ja mit den bemerkenswerten Ereignissen bei Brennus' Erscheinen in Rom nicht abgeschlossen war:

Zunächst stoßen die Senonen von der Stadt am Tiber aus weiter nach Süden vor und stehen bald an der Meerenge von Messina. Und dann setzen sie nach Sizilien über. Dionys vom sizilischen Syrakus nimmt sie als Söldner in seinen Dienst und schickt sie sogar bis nach Sparta als Hilfe gegen Theben.

So erscheinen die Kelten zum ersten Mal in Griechenland und sehen seinen Reichtum.

Die keltischen Krieger kommen später unter den ägyptischen Ptolemäern sogar bis in das Land am Nil.

Von Noricum aus, etwa in der heutigen Steiermark und Kärnten, war um 350 der Vorstoß in den Donaauraum gekommen, nach Pannonien, ins heutige Ungarn. Es entsteht das Siedlungsgebiet der keltischen Skordisker mit ihrer Stadt Singidunum, dem heutigen Belgrad. Und dann haben wir die griechische Nachricht von der bereits erwähnten denkwürdigen Begegnung Alexanders des Großen mit einer keltischen Gesandtschaft im Jahre 335. Der junge Mazedonenkönig befand sich gerade auf seinem Feldzug nach dem heutigen Bulgarien. Und nur zwei Generationen später, im 3. Jahrhundert vor Christus, übersteigen keltische Stämme das Balkengebirge und dringen nun selbst in Griechenland ein. Zuerst veranstalten sie einen Raub- und Beutezug ohne die Absicht, Land zu gewinnen und zu siedeln, und dann geschieht im Jahre 279 eine für die Griechen furchtbare Tat: die Kelten plündern das heilige Delphi, den Ort Apolls!

Und sie blieben südlich des Balkengebirges sitzen. Nur 44 Jahre nach dem Tod des großen Alexander wird Mazedonien zur keltischen Beute (279). Die Kelten gründen ein Königreich nördlich von Byzanz, sie setzen sich im heutigen Rumänien fest, und einige Gruppen erreichen auf ihren Vorstößen über das Schwarze Meer hinaus sogar den Dnjepr.

Der Rest des Heeres, das bei Delphi geplündert hat, brandschatzt wenig später am Bosphorus und lässt sich auch durch das Meer nicht aufhalten. Zwanzigtausend sollen es gewesen sein, die über die Dardanellen setzen und ins damalige Asien, das antike Kleinasien, die heutige Türkei, eindringen.

Es müssen weitere Kelten dazu gekommen sein, denn es ist bald von **d r e i** Stämmen die Rede. Sie rauben und plündern ungehemmt, ehe sie sich im damaligen Phrygien niederlassen, das den Namen Galatien erhält, mit der Hauptstadt Ankyra, dem heutigen Ankara.

Zwei Jahrhunderte leben diese keltischen Stämme dann im fernen Anatolien, isoliert von allen anderen, ihr eigenes freies Leben, ständig in Streit und Krieg mit den umliegenden Völkerschaften und Staaten, wobei das Reich von Pergamon nach dem Willen der Kelten als eine Art goldener Milchkuh genutzt wird, das sich unter Zuhilfenahme von Schwert und Lanze beliebig melken lässt.

Zumindest **e i n m a l** aber war es einem Herrscher Pergamons gelungen, die nackten Kämpfer eines Keltenheerhaufens zu besiegen, Attalos I. gebührt der Ruhm, sich den Galatern erfolgreich widersetzt zu haben (230 vor Christus) und im Athena-Heiligtum von Pergamon lässt er nach seinem Sieg die später so berühmten Statuen von sterbenden und sich gegenseitig tötenden Galliern aufstellen.

Den weiteren Aufstieg Pergamons und des im Osten immer mächtiger werdenden iranischen Reiches von Pontus konnten die kleinasiatischen Keltensämme nicht verhindern. Sie mussten sich an Niederlagen und Hoheitsverluste gewöhnen, sie wurden zu Vasallendiensten gepresst und gewaltsamen Hellenisierungsversuchen unterworfen.

Endgültig gezähmt wurden sie jedoch erst von den Römern, die nach dem Jahre 88 vor Christus sämtliche kleinasiatischen Fürstentümer ihrem längst gewaltige Dimensionen annehmenden Imperium einverleibten.

Galatia bekam den Status einer halb autonomen Provinz.

Heute erinnert an ihre frühere Existenz noch ein Stadtteil von Istanbul, der nach dem Haus eines dort lebenden, offensichtlich sehr einflussreichen Kelten „Galata“ genannt wurde; und wer sich im europäischen Fußballsport auskennt, der weiß auch, dass in eben diesem Stadtteil heute der türkische Spitzenclub „Galatasarai“ zuhause ist.

Erstaunlich bleibt die Tatsache, dass die Kelten Galatiens auch noch rund 325 Jahre nach ihrer Ankunft und Landnahme in Zentralanatolien an ihrem charakteristischen Lebensstil weitgehend festgehalten haben. Das NEUE TESTAMENT und die Briefe des Apost4el Paulus leben dafür ein besonders bewegendes Zeugnis ab.

Paulus‘ im Jahre 52 an die galatischen Kelten geschriebener Brief zeigt ganz deutlich, dass dem großen jüdischen Völkerapostel, bei allen Enttäuschungen, die sie im bereiteten, von den Galatern doch eine ganz besondere Zuneigung entgegengebracht wurde:

In seinem Schreiben warnt Paulus die urchristliche Gemeinde im anatolischen Galatien nicht nur vor (Zitat): „Götzendienst, Zauberei und Eifersucht“, sondern – und dies in teils drastischer Diktion – ebenso nachdrücklich vor (Zitat): „Hass, Totschlag, Saufen, Fressen und dergleichen“. Über keltische Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit klagt der große

Missionar (Zitat): „Ihr wart so schön im Lauf. Wer hat euch gehindert, der Wahrheit zu folgen?“ Und der Apostel weist nachdrücklich darauf hin, dass die Frucht des Geistes (Zitat): „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit“ sei, dass „der Christ nicht prahle und andere verspötte“.

Dieses Sendschreiben des Hl. Paulus an die Galater ist das wohl humanste aller Dokumente zur keltischen Geschichte, das wir kennen ein Aufruf zur Sanftmut, gerichtet an ein Volk, das es gewohnt war, nur dem Schwert zu vertrauen.

Vom Hl. Hieronymus, dem einflussreichen Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts, wissen wir, dass man zu seiner Zeit in Galatien immer noch keltisch sprach. Er sagt, es sei dieselbe Sprache, wie sie die an der Mosel und um Trier lebenden Treverer sprechen.

Und damit sind wir bei uns im Südwesten, und wir wollen einen Blick auf die Kelten unserer Heimat werfen.

Die Historiker waren sich lange nicht einig bei der Beantwortung der Frage, w e l c h e r keltische Stamm den eigentlich bei u n s seine Hütten gebaut und seine Herden in den Wald und auf die Waldlichtungen zur Weide getrieben hatte...

Heute geht man davon aus, dass wir uns hier ziemlich genau auf der Siedlungs-Schnittlinie zweier keltischer Stämme befinden: im Mittelgebirgsbereich gegen Norden zu – den Donnersberg mit eingeschlossen – wohnten die eben erwähnten Treverer, und im Bereich der Sickinger Höhe waren die Mediomatriker zuhause.

Interessant bezüglich der Siedlungsgeschichte ist aber auch der Blick auf die Ebene zwischen dem Donnersberg und dem Rhein, also auf das heutige Rheinhessen. Dort lebt bereits in den Jahren vor der Zeitenwende der Stamm der Vangionen, höchstwahrscheinlich ein Germanenstamm. Von kriegerischen Auseinandersetzungen mit den keltischen Nachbarn ist nichts bekannt.

Wir wissen, dass Kelten bereits in der Hallstattzeit hier in unserer Region wohnen. Viele Bodenfunde in der Pfalz stammen nämlich aus dieser ersten Epoche keltischen Daseins. Das Weilerbacher Wagengrab unweit der Straße zum Einsiedlerhof wurde in der späten Hallstattzeit zwischen 530 und 480 vor Christus angelegt. Und die reichen Bodenfunde aus der um 450 vor Christus folgenden Latene-Zeit zeugen von einer verhältnismäßig dichten Besiedlung unserer pfälzischen Heimat durch die genannten keltischen Stämme.

Wenn wir versuchen, die Gräberbefunde, die wenigen bildlichen Darstellungen, die Texte der antiken Schreiber in Einklang zu bringen, dann ergibt sich von den keltischen Menschen, von ihrem Leben, von ihren sozialen Verhältnissen, folgendes Bild: Die keltischen Frauen und Männer waren mit etwa 1,60 m bzw. 1,70 m Körpergröße im Vergleich zu den Etruskern, den Römern und den Griechen riesengroß. Die Lebenserwartung der Männer lag bei 35 bis 40, die der Frauen zwischen 30 und 35 Jahren. Das heißt nicht, dass die mit allen Annehmlichkeiten des Lebens versorgten Mitglieder des Adels nicht auch wesentlich älter werden konnten.

Die Kelten siedelten dort, wo es fruchtbares Ackerland gab. Sie errichteten ihre Gehöfte und in der Spätzeit ihrer Oppida (stadtähnliche Siedlungen) gerne auf Hügeln oberhalb von Bächen und Flüssen.

Neben den bäuerlichen Einzelgehöften und Weilern finden wir in der Hallstatt- und der frühen Latene-Zeit stark befestigte Höhengründungen. Diese Wehrsiedlungen waren der Sitz mächtiger Herrscherfamilien, sogenannter Fürsten.

Vergleicht man die Grundrisse einzelner Gebäude aus der Hallstattzeit, so stellt man fest, dass die Häuser meist einen rechteckigen Grundriss hatten, aus einem Raum bestanden und eine Grundfläche zwischen 40 und 120 qm besaßen. Die Wohn- wie die Wirtschaftsgebäude wurden überwiegend in Pfostenbauweise errichtet. Die Pfosten bildeten die Träger für die Wände aus Holzgeflecht und Lehm und für die stroh- oder schilfgedeckten Dächer. Zu einem Wohnhaus gehörten Vorratsgruben oder Keller, die oft auch als Abfallgruben verwendet wurden. Diese Schächte, Gruben, Vertiefungen sind für die Archäologen heute sehr oft wahre „Fundgruben“!

Mit der eindrucksvoll auf der Originalfläche rekonstruierten Keltensiedlung „Alzburg“ nördlich von Kirn bei Bundenbach haben wir gar nicht so weit entfernt ein wunderbares Freilicht-Museum, das einen sehr guten Eindruck vom Leben unserer keltischen Vorfahren vermittelt.

Näher als die „Alzburg“ und dem bayrischen Manching ist uns das keltische Museumsdorf Steinbach vor der südöstlichen Flanke des Donnersbergs. Ein Besuch lohnt sich!

Während die bäuerlichen Siedler für die Grundversorgung ihrer Gemeinschaft zuständig waren, schützten die Adligen, die Fürsten, mit ihren Kriegern die Untertanen vor den Übergriffen benachbarter Sippen oder Herrscher.

Der Reichtum der „Fürsten“ stammte nicht allein von den Abgaben ihrer Untertanen, sondern ergab sich vor allem aus dem Handel mit Rohstoffen wie Kupfer, Eisen, Salz und Fertigprodukten aus den Werkstätten der geschickten keltischen Handwerker.

Das Schicksal eines ganzen Stammes lag meistens in den Händen einiger weniger reicher Fürstenfamilien. Wie stark sich aber die keltische Oberschicht von ihren „Untertanen“ den einfachen Bauern, Hirten und Handwerkern unterschied, spiegelt sich nicht zuletzt in den reich ausgestatteten Gräbern der frühen keltischen Gesellschaft wider.

Auch bei uns können wir zwischen 450 und 300 vor Christus von einer Glanzzeit keltischer Kultur sprechen. Und ein besonderes Glanzstück stellt ja das Rodenbacher Fürstengrab mit seinen spektakulären Fundobjekten dar. Dieses groß dimensionierte Hügelgrab wurde irgendwann in der Zeit zwischen 480 und 350 vor Christus angelegt und rund 2.500 Jahre später, 1874, ausgegraben.

Unter den Grabbeigaben sind neben dem spektakulären Goldschmuck – dem wunderschönen Armreif und dem fein gearbeiteten Fingerring – vor formschöne Gebrauchsgegenstände bemerkenswert, die aus dem Mittelmeerraum importiert sind, ein Hinweis auf den gut organisierten Fernhandel schon in dieser Zeit. Hier im Südwesten florierte vor allem der Austausch mit der griechischen Kolonie Massilia, dem heutigen Marseille.

Die Töpferwaren dieser Epoche sind bereits auf der Drehscheibe hergestellt.

Einige Orts-, Flur-, Fluss- und Bachnamen gehen auf die keltische Bevölkerung zurück. Mehrere keltische Ringwälle als Fluchtburgen für die in der Umgebung siedelnde Bevölkerung sind bei uns zu finden, die sogenannte Heidenmauer oberhalb von Bad Dürkheim und natürlich die gewaltige Anlage auf dem Donnersberg.

Ein besonders interessantes Denkmal keltischer Kulte ist auch der sogenannte Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim. Hier war zwar ein Steinbruch der in Mainz liegenden Legion. Aber in die Wände sind – neben römischen Inschriften – keltisch-germanische Kultzeichen eingemeißelt.

Welches Schicksal die Kelten unseres Siedlungsraumes schließlich hatten, wissen wir im Einzelnen nicht. Es ist davon auszugehen, dass die einheimische keltische Bevölkerung wohl weitgehend der starken Anziehungskraft der vom Westen, von Gallien her, einströmenden römischen Sitten und Kultur unterlag, obwohl die Zahl der hier direkt angesiedelten Römer sehr klein war. Schließlich vermischten sich unsere keltischen Vorfahren dann auch mit den immer stärker über den Rhein drängenden Germanenstämmen. Denken wir an die unmittelbaren germanischen Nachbarn, die Vangionen der Rheinebene!

Kelten saßen ja zunächst auch östlich des Rheines, im Siegerland und an der Ruhr. Aber sie wichen schon früh vor den Germanen nach Westen, zum Rhein hin, aus. Und die Germanen drangen dann ihrerseits über den Niederrhein vor.

Ein anderes Volkstum und ein anderes Bewusstsein, das germanische, beginnt sich schließlich ab dem ersten Jahrhundert vor Christus über das keltische zu schieben. So ersetzt in diesen keltisch-germanischen Zwischengebieten bald auch die germanische Leichenverbrennung das keltische Körpergrab.

Im Weilerbacher keltisch-römischen Brandgräberfeld, genutzt seit dem 1. Jahrhundert vor Christus bis in die erste Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts, haben wir ja praktisch „vor unserer Haustür“ ein Beispiel für die fundamentalen Veränderungen während der Zeitenwende.

Was, meine Damen und Herren, führte letztendlich zum Niedergang der Kelten?

Es war das Schicksal der Keltenstämme, im Süden die Römer und im Norden die Germanen zu haben, zwei große Völker, die im Kampf und im Durchhaltevermögen härter waren als die Kelten selbst.

Die Germanenstämme stießen nach Westen und nach Süden vor, auch nach Südosten; und die römischen Legionen marschierten ebenfalls nach Westen und nach Norden und dann auch noch nach Osten.

E i n e keltische Position nach der anderen ging verloren. Es ist eine Verlustliste über zweihundert Jahre.

Und die Pax Romana, der Friede nach den Vorstellungen Roms, wurde schließlich auch dem riesigen keltischen Gallien auferlegt. Als Cäsar im Jahre 58 antrat, um ganz Gallien für Rom zu erkämpfen, da arbeitete er äußerst geschickt mit der keltischen Stammeszwietracht und spielte die gallischen Stämme gegeneinander aus.

Es kommt zwar noch zum großen Keltenaufstand unter Vercingetorix, doch die überlegene römische Kriegstaktik siegt. Vercingetorix muss sich 52 vor Christus in der denkwürdigen Schlecht von Alesia ergeben. Er wird später als Gefangener im Triumphzug durch Rom geführt und dann nach römischem Siegerbrauch im Mammertinischen Kerker erdrosselt.

Nach vier Jahren hat dann Cäsar ganz Gallien unterworfen; und nach diesem genial geführten Krieg stehen die römischen Legionen in breiter Front am Rhein. Die späteren keltischen Aufstände, auch hier auf dem Gebiet der Treverer, nutzen so wenig wie die in Gallien und Spanien.

Dass Teile der hier im Südwesten lebenden Treverer zu den letzten Kelten gehörten, die ihrem Freiheitswillen in einem Aufstand gegen die Fremdherrschaft der Römer kriegerischen Ausdruck verliehen hat, das zeigt uns die sensationelle neue Ausgrabung

eines Schlachtfeldes bei dem Dörfchen Riol in der Nähe von Trier auf der Südseite der Mosel: Die „SCHLACHT VON RIGODULUM“ 70 nach Christus endete allerdings – wie die vorhergegangenen Erhebungen gegen die römische Herrschaft – mit dem Sieg der Truppen des Imperiums.

Der neue Kaiser, Vespasian, wollte keine Unruhe an den Rändern des Reiches. Er hatte eigens seinen Schwiegersohn, der im Legionslager Mogontiacum (Mainz) stationiert war, damit beauftragt, die rebellierenden Treverer in ihre Schranken zu weisen. Die aufständigen Kelten unter ihrem ungestümen jungen Anführer Iulius Valentinus hatten gegen die Truppen Roms – die Legionäre legten die 140 km von Mainz bis vor die Tore von Augusta Treverorum (Trier) in fünf Tagesmärschen zurück – keine Siegeschance. (Hier der „Aufmacher“ eines großen Berichtes in der „WELT“ vom 14. Juni 2016!)

Was geschieht an der keltischen Nordfront? Hier vollzieht sich der unaufhaltsame Vormarsch der Germanen. Zuerst werden die Kelten aus ihren rechtsrheinischen Siedlungsgebieten gedrückt, aus dem heutigen Ruhrgebiet und dem Siegerland. Der germanische Vormarsch stockt an der ungeheuren Befestigungslinie der Kelten zwischen Fichtelgebirge und Hunsrück. Denken sie an den fälschlich so genannten Hunnenwall beim saarländischen Otzenhausen!

Aber kurz vor Beginn des letzten vorchristlichen Jahrhunderts brechen die Sueben durch, erreichen den Main, dringen in das heutige Baden-Württemberg ein, werfen die keltischen Helvetier aus ihrem Schweizer Stammsitz und überschreiten auch den Oberrhein.

Was blieb von den Kelten jetzt noch in Freiheit?

Der letzte Rest des alten Keltenlandes mit den letzten freien keltischen Stämmen, mit einem Oppidum, einer Art „Hauptstadt“, an der Donau südlich von Ingolstadt, ist wohl der Raum um die große Siedlung gewesen, mit deren systematischer Ausgrabung man vor rund 70 Jahren bei Manching begonnen hatte.

Hier, meine Damen und Herren, ist anscheinend um das Jahr 15 vor Christus die letzte keltische Stadt mit dem letzten freien Stück keltischen Gebietes auf dem europäischen Festland in einem Vernichtungskampf – darauf lässt die Beschaffenheit des gesamten Ausgrabungsareals schließen – untergegangen. Und hier im Oppidum von Manching in Oberbayern, zehn Kilometer von Ingolstadt und rund sechzig Kilometer von München entfernt, waren noch einmal römische Legionen die überlegenen Gegner.

Bei Cassius Dio lesen wir, dass die Römer nach der Eroberung Vindelikiens, so hieß dieses Gebiet des gleichnamigen Stammes an der Donau, den größten Teil der „jungen Mannschaft“ fortführten, um sie zu Hilfstruppen Roms zu machen.

Seit 1987 diskutierten die Archäologen am Beispiel eines ganz bekannten historischen Irrtums wieder einmal die Tatsache, dass gerade die Kelten als Söldner oder als zwangsrekrutierte Kämpfer, also in fremden Diensten, an fast allen Kriegsschauplätzen in der Epoche der Zeitenwende auftauchen: Liebe Besucher, Sie wissen wahrscheinlich, wie unsicher die Archäologen und die Historiker die letzten Jahre immer noch waren, wenn es um die genaue Ortsbestimmung für die spektakuläre Niederlage der drei Varus-Legionen im Jahre 9 nach Christus ging. Seit dem Jahre 1987 scheint eines jedenfalls sicher: Im Teutoburger Wald hat Hermann der Cherusker – alias Arminius – die 30.000 Legionäre,

Hilfstruppen und Sklaven des Kaiserschwagers Varus nicht in den verhängnisvollen Hinterhalt gelockt.

Ausgrabungen bei Kalkriese am Nordrand des Wiehengebirges haben vielmehr zu neuen, ganz anderen Ergebnissen geführt: Der Hobby-Historiker und Offizier der britischen Rheinarmee, Tony Clunn, stieß mit seinem Metalldetektor dort auf eine riesige Menge von Überresten einer großen römischen Armee.

Auffallend war vor allem die gewaltige Anzahl von Kupferscheidemünzen (das sind nicht vollwertig ausgeprägte Münzen, deren Metallwert nicht dem Umlaufwert entspricht). Genau diese Münzen aber waren der Sold römischer Legionäre und Hilfstruppen. Aber mehr noch: diese Münzen entstammten einer im gallischen Lyon geprägten Serie, die kurz vor dem Jahre 9 nach Christus an die Germanien-Armee ausgeliefert worden war. Sechs von ihnen – und damit war die Sensation perfekt – trugen den Stempel des Statthalters Publius Quinctilius Varus.

Was aber noch interessant ist: Unter den Überresten von Waffen und Ausrüstungsgegenständen waren Schleuderbleie, die nur von keltischen Leichtbewaffneten benutzt wurden. Also auch in dieser denkwürdigen Schlacht kämpften Kelten als römische Auxiliärtruppen gegen die diesmal siegreichen Germanen.

Was war letztlich der entscheidende Grund für den Niedergang des Keltentums?

Die Bodenforschung wie die Sprachwissenschaft können einen Tatbestand bis ins Detail belegen: Die Expansion der Kelten beruhte auf deren Fähigkeit, niedergeworfene Völker gewissermaßen geistig zu vereinnahmen. Darin aber lag auch eine große Gefahr. In dem Maße nämlich, in dem sie sich von ihrer ursprünglichen Heimat entfernten, wurde diese herrschende Keltenschicht immer dünner und schwächer inmitten einer zahlenmäßig überwiegend fremden Bevölkerung.

Das Ergebnis war klar: So mussten zwangsläufig gerade bei den am weitesten vorgetriebenen Wanderungen Mischvölker entstehen, in denen die Kelten selbst nur eine Minderheit bildeten. Dazu kommt noch, dass den Kelten ja ständig ihre besten Soldaten, also ein ganz wichtiger Teil ihrer jeweiligen jungen Generation, verlorengehen. Das solcherart geschwächte, unorganisierte riesige Siedlungsgebiet – von „Reich“ wollten wir ja gar nicht sprechen – aus den Angeln zu heben, war für Rom nur eine Frage der Zeit. Und über den Anteil der Germanen am Zerfall des keltischen Europas haben wir ja ebenfalls kurz gesprochen.

Stellen wir uns schließlich die Frage:

Was blieb von den Kelten?

Das Keltische insgesamt ist jedenfalls eine Grundsubstanz Europas geworden, schon sehr früh um 1.000 vor unserer Zeitrechnung gebildet, ab 500 zur kräftigsten Ausprägung gekommen.

Das Europäische ist ohne das Keltische nicht zu denken. Und im frühen Deutschland lagen die politischen Kraftzentren lange Zeit im ehemals keltischen Raum des Südwestens und des Südens, so in der Zeit der Salier, in der Zeit der Staufer und noch in der langen Epoche der Habsburger.

Die politische Stärke des alten Deutschen Reiches kam zweifellos aus dieser keltisch-germanischen Verzahnung.

Denn Deutschland entstand ja aus zwei Teilen: Der eine ist das alte, seit der Bronzezeit und noch früher angestammte Germanenland Norddeutschlands; der andere Teil ist das um 600 in der Eisenzeit zum Keltenland gewordene Süd- und Südwestdeutschland. Die alte Grenze – wir haben darüber gesprochen – ist der Kamm der deutschen Mittelgebirge.

Nach dem endgültigen Rückzug der Römer, nach der Völkerwanderungszeit des 4. und 5. nachchristlichen Jahrhunderts, setzten sich auch in Süddeutschland die Germanen durch. Das Land wurde mit germanischen Bauerndörfern durchsiedelt; und diese Bauern setzten sich natürlich auf die besten Böden, wie es vor ihnen die Kelten getan hatten. Die bisherigen Bewohner wurden ins minderwertige Land verdrängt. Und das waren die Kelten und die keltisch durchdrungenen vorkeltischen Unterschichten, über die wir nicht gesprochen haben, die aber siedlungsgeschichtlich nicht gänzlich außer Acht gelassen werden dürfen.

Und damit kommen wir zu einem letzten Schwerpunkt unserer Beschäftigung mit den Kelten: der Ausgrabungsgeschichte unseres Weilerbacher Glanzstückes aus der Keltenzeit – genauer gesagt: aus der späten Hallstattzeit – dem einzigen bisher gefundenen und wissenschaftlich ausgewerteten keltischen Wagengrab der Pfalz.

Teil 2: Was Wagengrab von Weilerbach und seine Ausgrabungsgeschichte

Liebe Besucher, machen wir uns nun auf den Weg zum Ort des Wagengrabes von Weilerbach!

Dieser Lageplan gibt einen Überblick zu bekannten Hügelgräbern und Fundstellen der Keltenzeit: Wir sehen mehrere ungestörte Grabhügel, wir sehen das Areal des keltisch-römischen Brandgräberfeldes, wir sehen drei Fundstellen von Einzelobjekten, z.B. von Handmühlen, wobei es voreilig wäre, diese Fundstellen mit Siedlungsplätzen gleichzusetzen.

Wir können davon ausgehen, dass etliche weitere Gräber vorhanden, aber nicht mehr sichtbar sind, z.B. die erwähnten 20 Hügelgräber vom Schellenberger Hang, von denen August Becker in seinem bekannten Buch „DIE PFALZ UND DIE PFÄLZER“ 1867 berichtet hat.

Die topographische Karte zeigt uns dann die Stätte des Wagengrabes ganz genau: Wir sind hier ein paar Meter südlich des uralten Ramsteiner Weges und etwas östlich des gänzlich verschwundenen Schellenberger Hofes. Das Fürstengrab von Rodenbach, im Jahre 1874 geöffnet, liegt etwa 700 m in östlicher Richtung vom Weilerbacher Grab entfernt in einem bereits vor vielen Jahren überbauten innerörtlichen Bereich.

Als man am 11. September 1875 an dem riesigen Grabhügel AM SCHÄNZEL die Spaten ansetzte, war man – mit Blick auf die großartigen Funde im Rodenbacher Hügel rund ein Jahr zuvor – voller hochgespannter Erwartungen bezüglich der möglichen Grabungsausbeute.

Der Bericht der „Kuseler Zeitung“ vom 1. Oktober 1875, also rund zwei Wochen nach Abschluss des Unternehmens, zeigt mit seinen Formulierungen, z.B. mit dem Hinweis, dass die Experten des Weilerbacher Grabhügels (Zitat) „für den größten und bedeutendsten

in ganz Süddeutschland“ (Zitatende) gehalten haben, mit welchem Optimismus, mit welcher Vorfreude, man ans Werk gegangen war.

Leiter der wahrscheinlich nur fünf Tage dauernden Arbeiten war der damalige Direktor des neuen Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, Dr. Ludwig Lindenschmit (einer der ganz seltenen „Schmitts“ mit nur einem „t“).

Lindenschmit war 1852 auch Gründungsdirektor dieses bald sehr bekannten und renommierten Museums. Der Archäologe hatte als Begleiter und Helfer seinen Sohn Josef und seinen Neffen Wilhelm in die Westpfalz mitgebracht.

Finanziert wurde die Grabung vom HISTORISCHEN VEREIN DER PFALZ; auch dies ein Hinweis auf die verbreitete Zuversicht; ein spektakuläres Ereignis der Grabung erwarten zu dürfen.

Bei Abschluss des Projekts hatten sich übrigens Kosten in Höhe von 170 Goldmark ergeben.

Lindenschmit selbst hatte allein aufgrund der gewaltigen Dimension des Grabhügels die Ausgrabungen empfohlen. Er versprach sich davon jedenfalls auch einen wesentlichen wissenschaftlichen Ertrag.

Wie viele Tage der „Chefausgräber“ mit seinen beiden jungen Begleitern aber tatsächlich vor Ort geblieben war, ist nicht ganz klar: Vieles spricht dafür, dass Lindenschmit bereits nach drei Tagen wieder abgereist ist. Die Gründe für dieses nur sehr kurze Gastspiel in Weilerbach werden uns gleich begegnen. Wir können uns aber schon jetzt vorstellen, dass die letzten beiden Tage der insgesamt fünftägigen Arbeiten – wie es die Archäologen gerne ausdrücken – recht „tumultuarisch“ verliefen! Welche Konsequenzen dies für die Sicherung der archäologisch-wissenschaftlichen Ergebnisse hatte, kann man sich vorstellen.

Möglicherweise muss man – was die Aktion in Weilerbach betrifft – den Begriff der „unvollständigen Ausgrabung“ verwenden.

Wir können, wenn wir heute – nach 141 Jahren zeitlichem Abstand zur Graböffnung – das aufgewühlte Areal am „Schänzel“ betrachten, von einem Hügeldurchmesser von etwa 30 bis 35 Metern und einer Hügelhöhe von annähernd 4 Metern ausgehen. Diese Maße zugrundegelegt käme man auf eine Bodenaufschüttung von ca. 1.250 Kubikmetern.

Um eine solche Menge Material wegzuräumen, bedarf es – wenn man keine Maschinen zur Verfügung hat – einer größeren Zahl von Helfern, die mit Spaten, Schippe, Hacke und Schubkarren, also per Handarbeit, ans Werk gehen. Es hatte sich offenbar schnell gezeigt, dass es mit dem Ausschachten von „Schnittgräbern“ allein nicht getan war. Der Bericht in der „KUSELER ZEITUNG“ verweist nämlich auf (Zitat) „aufgetürmte Steinmassen“, auf „tischförmig erbaute steinerne Altäre“ und auf „mehrere Grabkammern.

Helfer bei den anstrengenden Arbeiten waren Mitglieder des „Kriegervereins Weilerbach“. Denken wir an den damals gerade vier Jahre zurückliegenden Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und an die nationale Euphorie dieser Zeit aufgrund des Sieges über Frankreich und der daraus resultierenden Gründung des 2.Kaisersreiches durch Otto von Bismarck. Es war eine gute Zeit für die Archäologie. Zeitgleich hatte z.B. Heinrich Schliemann seine sensationellen Ausgrabungen in Troja gemacht.

Als nach fünf Tagen, am 15. September 1875, die Grabung offiziell abgeschlossen wurde, war die Enttäuschung groß: keine spektakulären Goldfunde, keine großartigen Gebrauchs-

gegenstände mit einem wissenschaftlichen Wert vergleichbar den Fundobjekten aus dem benachbarten Rodenbacher Großgrab.

Heinz-Josef Engels, der Experte für die Kelten-Archäologie hier im Südwesten und Verfasser einer Grabungsgeschichte des Hügels von Weilerbach, stellt lapidar fest (Zitat): „In fast jedem kleineren Hügel der jüngeren Hallstattkultur dieses Raumes liegen mehr Gegenstände, und so ist die Enttäuschung der Ausgräber verständlich“ (Zitatende).

Diese Enttäuschung, insbesondere natürlich bei Dr. Lindenschmit, manifestiert sich auch darin, dass er keinen wirklich detaillierten Grabungsbericht erstellt hat. Es existiert aus der Hand des Leiters der Ausgrabung lediglich eine kurz gefasste Aufstellung der Funde, eine Liste, auf der von zwölf aufgeführten Objektpositionen zehn seit der Weitergabe der Gegenstände von Mainz nach Speyer verschollen sind. Lediglich 24 Bruchstücke der Radreifen des Wagens, 6 Bruchstücke von Radbuchsen und einige in den Reifenteilen steckenden Nägel sind heute in unserem Museum ausgestellt. Das historische Museum der Pfalz in Speyer hat diese Objekte im Jahre 1999 nach Weilerbach zurückgegeben. Das Speyerer Museum besitzt immerhin eine in seinem Inventarbuch verzeichnete, vom 28. August 1879 unter der Nummer 262 datierte Aufstellung der Funde aus der Hand seines Mitarbeiters J. Mayrhofer (eines Lehrers).

Von der Hand Dr. Lindenschmit existieren noch zwei Skizzen, die allerdings wichtige Fragen offen lassen. Unter anderem fehlt die Angabe eines Maßstabes, es fehlen Zahlen zu den Grabdimensionen und es fehlt das Wichtigste: eine Legende zu den skizzierten Einzelheiten in der zweiten Skizze.

Was aber auch einige Details dieser beiden Zeichnungen zu bestätigen scheinen, ist der Verdacht, dass der die Ausgräber so enttäuschende Tatbestand des Fehlens der erwarteten großartigen Grabbeigaben nur *e i n e* Erklärung zulässt: Hier waren – zu welcher Zeit auch immer – schon einmal Grabräuber am Werk!

Was spricht für diese Annahme?

1. Hügelgräber dieser Zeit und von solchen Dimensionen – und speziell solche Wagengräber waren nur der Elite, egal ob Mann oder Frau, einer keltischen Gemeinschaft vorbehalten.
Und entsprechend reichhaltig und kostbar waren die Grabbeigaben; die Gräber waren ja „Spiegel des Lebens“!
2. Die Zahl der wahrscheinlich wohl zeitgleich mit der Hauptbestattung vorgenommenen Nachbestattungen (fünf waren es) lässt eigentlich erwarten, dass die Fundausbeute sich entsprechend erhöht. Dem aber war in unserem Falle nicht so.
3. Dass die Bruchstücke der Radreifen etliche Meter vom Zentralgrab entfernt und zudem in einem wirren Durcheinander gefunden wurden – siehe die Lindenschmit'sche Skizze! – ist ein weiterer Hinweis auf einen nachträglichen Eingriff Dritter in die Platzierung wichtiger Teile der Grabbeigaben.
4. Man kann sich drehen und wenden wie man will: Aus den 24 Bruchstücken der eisernen, im Durchmesser 80 bis 90 cm großen Radreifen kann man nur drei Reifen komplett zusammenfügen. Es fehlt das Material für das vierte Rad.
Man muss leider feststellen, dass die allermeisten Wagengräber, die bisher untersucht wurden, schon in antiker Zeit – bald nach der Bestattung der Toten – ausgeraubt wurden.

Die Grabräuber wussten offenbar, welche Kostbarkeiten aus den Kammern im Innern der gewaltigen Hügel zu holen waren.

Bezüglich der Aktivitäten Dr. Lindenschmits und dem Zusammenhang mit der unerwarteten Kargheit der Ergebnisse des archäologischen Projekts Weilerbach gibt es noch einen rätselhaften Nachklang:

Einem Brief des „Chefausgräbers“ vom 1. Oktober 1875 – also rund zwei Wochen nach seinem Aufenthalt hier – ist zu entnehmen, dass ein Herr Woernlein, das war der Weilerbacher Einnehmer, die Ausgrabungen (Zitat) „zum Abschluss“ gebracht habe, und dass er – Dr. Lindenschmit – (Zitat) „die Ergebnisse mit Spannung erwarte.

Aber: Um welche Arbeiten es sich dabei handelte und was ihr Ergebnis war, wissen wir nicht.

Vielleicht ging es hier um die Tage 4 und 5 der Arbeiten auf der Begräbnisstätte.

Lindenschmit jedenfalls war da ja schon wieder in Mainz. Auch diese Unterlagen – falls es sie überhaupt gegeben hat – sind in Mainz während des 2. Weltkrieges verloren gegangen. Der erwähnte Woernlein gehörte übrigens bereits 1874 zum Leitungsteam der Ausgrabung in Rodenbach.

Es ist davon auszugehen, dass das Grabungsareal AM SCHÄNZEL seit dem Herbst 1875 so daliegt, wie wir es bis zum heutigen Tag kennen.

Die Entdeckungen und die Rekonstruktionen der wenigen ungestörten Großgräber des Südwestens und Ostfrankreichs vermitteln einen Eindruck vom Reichtum des Adels dieser Übergangsphase von der Hallstatt- zur Latene-Zeit.

Erinnern wir uns nochmals an die treffende Formulierung von den „Gräbern als Spiegel des Lebens“!

Bezüglich Totenkult und Jenseitsvorstellungen der frühen Kelten kann man festhalten:

Die Verstorbenen wurden in hölzernen Grabkammern bestattet. Sie erhielten nicht nur ihre persönliche Tracht-, Schmuck- und Waffenausstattung mit ins Grab, sondern je nach sozialem Stand mehr oder weniger umfangreiche und prunkvolle Gefäßbeigaben.

Gelegentlich kam es auch zur Toten- oder Witwenfolge. Das heißt, dass z.B. die Bediensteten des toten Adelingen ihrem Herrn oft auch über den Tod hinaus zur Seite stehen mussten. Bei der Witwenfolge gilt das Gleiche für die Frauen des Verstorbenen.

Auch Frauen, mächtige Fürstinnen, wurden in Wagengräbern bestattet. Berühmtes Beispiel: das Grab der Fürstin von Vix in Gallien; das liegt zwischen den später so berühmten Klöstern Vezeley und Cluny. In Vix waren die Räder vom Wagenkasten abgenommen und an eine der Kammerwände angelehnt.

Bis heute ist nicht ganz klar, was für eine genaue Funktion die keltischen Wagen eigentlich hatten. Dienten sie im täglichen Leben als Fortbewegungsmittel, als Reisewagen, oder wurden sie nur bei kultischen Umzügen und Prozessionen mitgeführt? Sicher aber wurden die Toten mit diesen Gefährten vom Sterbeort zum Begräbnisplatz überführt. Vielleicht sollte der Wagen auch die beschwerliche Reise ins Jenseits erleichtern.

Betrachten wir einige dieser interessanten Fahrzeuge:

Dies ist eine Rekonstruktionszeichnung der berühmten Hochdorfer Grabkammer mit der seitlichen Platzierung des Wagens. Der Leichnam des Fürsten ruhte auf einer bronzenen Totenliege.

Hier sehen wir die exakte Nachbildung des wahrhaft fürstlichen Hochdorfer Wagens, eines Prunkstückes keltischer Handwerkerkunst.

Hier haben wir den Wagen von Groß-Eibstadt samt rekonstruierter Grabkammer.

Nun zwei Beispiele für die Schönheit wie auch für die Haltbarkeit keltischer Wagenräder. Jetzt ein Blick auf die Technik beim Zusammenbau der Radteile. So haben auch der Wagner und der Schmied bis in unsere Zeit hinein die Radreifen aufgezogen!

Und so, meine Damen und Herren, können wir uns den Wagen aus dem Weilerbach Grab vorstellen: Das Grab von Bell im Hunsrück stammt aus der gleichen Zeit wie unsere Begräbnisstätte, und die Experten meinen, dass eine Nachbildung des Weilerbacher Wagens dem Fahrzeug von Bell sehr ähnlich sein müsste.

Worin nun liegt die kulturgeschichtliche Bedeutung unseres Grabes?

Es handelt sich immerhin um das einzige bisher untersuchte keltische Wagengrab auf Pfälzer Boden!

Eine genaue Zeitstellung ist – wie beim Rodenbacher Grab – sehr schwierig, denn auch die Metallfunde lassen bezüglich des Zeitpunktes der Aufschüttung des Grabhügels keine unanfechtbare Datierung zu. Das Grab dürfte aber zwischen 550 und 475 vor Christus, also in der späten Hallstatt-Zeit, angelegt worden sein.

Der zeitliche Abstand zum Rodenbacher Fürstengrab, das man – wie erwähnt – zwischen etwa 420 und 350 vor Christus, also in der frühen Latene-Zeit ansiedelt, variiert damit – je nach Betrachtungsweise – zwischen maximal 200 und minimal 50 Jahren.

Auf jeden Fall kann man wohl beide Gräber, das Weilerbacher und das Rodenbacher, in einen historischen Zusammenhang stellen. Es könnte sich um die Grablagen eines hier über längere Zeit siedelnden und herrschenden „Fürstengeschlechts“ handeln, dessen Protagonisten – was die beiden Zentralgräber betrifft – möglicherweise nur zwei Generationen voneinander getrennt waren. Wenn dem so wäre, dann hätten wir hier ein Beispiel für den gewaltigen und erstaunlich rasch vorangeschrittenen kulturgeschichtlichen Wandel im Übergang von der Spät-Hallstatt-Zeit zur frühen Latene-Zeit. Wohl gemerkt: Wenn man den zeitlichen Abstand zwischen dem Anlegen der beiden Zentralgräber eng ansetzt.

Da, wo keltische Großbauern, Adelige, Fürsten leben, sterben und begraben werden, ist das Land dicht besiedelt. Der Reichtum der Wenigen setzt die Arbeit der Vielen voraus, der Bauern, der Hirten, der Handwerker, der Sklaven. Wenn die Mächtigen ihre Untertanen in Zeiten der Gefahr im Stich ließen, ginge auch ihnen die Existenzgrundlage verloren.

Deshalb gilt auch bei diesen keltischen Gemeinschaften: Der Adel muss seinen Untertanen Schutz bieten; und dies geschieht dadurch, dass es einen befestigten Siedlungsplatz gibt, wo man sich versammeln, sich verteidigen, sich wehren kann.

Und diesen Platz, den „Fürstensitz“, haben wir für den Bereich Rodenbach/Weilerbach bis heute nicht gefunden. Ich bin aber sicher, es gibt ihn!

Diese Karte gibt einen Hinweis auf das denkbare Areal!

Meine Damen und Herren, liebe Besucher!

Zum Schluss zwei Folien:

Diese Rekonstruktionsdarstellung vom Aufbau eines Hügelgrabes befindet sich seit neun Jahren (seit 2007) am Rande der Fundstätte unseres Wagengrabes, damit wenigstens die Spaziergänger diesen historischen Platz registrieren und sich vielleicht ein paar Gedanken zu unseren keltischen Vorfahren machen.

Es gibt aber auch die Möglichkeit, eine die wahren Dimensionen unseres Weilerbacher Wagengrabes nachzeichnende Konstruktion direkt am Originalschauplatz aufzubauen.

Hier die denkbare Gestaltung in Form einer Schmitt-Teilrekonstruktion!

Ich bin gespannt, ob es in absehbarer Zeit zur Verwirklichung einer solchen oder einer ähnlichen Lösung kommen wird.

Meine Damen und Herren, liebe Besucher!

Ich habe den folgenden Satz hier im Hause schon einmal zitiert: „Wer nicht weiß wo er herkommt, der weiß auch nicht wo er hingeh!“ . Auf unser Thema am heutigen Abend bezogen heißt das: Zu den vielen uns prägenden Merkzeichen unserer Identität, die uns leider allzu oft in Teilen abhanden zu kommen drohen, gehört auch viel Keltisches, gehört das Wissen darüber, dass über unsere Wälder, Fluren und Felder lange vor uns schon andere Menschen gingen, sich hier niederließen, ihre Häuser bauten und hier heimisch wurden.

Heimatbewusstsein stiftet ein Gutteil unserer Identität, und die eigene Identität ist Orientierungshilfe für das Leben. Und die Liebe zur Heimat kann man ganz besonders stark empfinden, wenn es andere gibt, denen man seine Heimat zeigen kann. Wer sich seiner Heimat gewiss ist, wer weiß, was diese Heimat ausmacht, der hat auch keine Angst vor dem Fremden, denn er weiß, dass die heimatliche Kultur, die Sitten und Bräuche haltbar sind und von anderen Kulturen nicht überboten werden. Umso wichtiger ist es, dass unsere Heimat und unsere Kultur gelebt und sichtbar gemacht werden.

Avi Primor, der frühere israelische Botschafter in Deutschland, hat es ganz drastisch formuliert (siehe „DIE RHEINPFALZ“, Ausgabe Nr. 95 vom 23. April 2016!): „Man kann auch ohne Geschichtswissen überleben, aber nur so, wie man auch als Analphabet überleben kann“.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!